

Teufelsmacht Zerstört

von Laura Adrian



Unverkäufliche Leseprobe

*Alle Rechte liegen bei Merlins Bookshop,
Inh. Dietmar Noss, Waldstr. 22,
65626 Birlenbach*

1. Kapitel – Weiterkämpfen

Hoffnung ist das, was uns weiterkämpfen lässt, obwohl wir eigentlich schon aufgegeben haben.

Inzwischen waren fast sechs Monate seit meiner Anmeldung auf der Internetplattform für Mobbingopfer vergangen. Sechs Monate stand ich nun schon im Kontakt mit Tom. Sechs Monate lang hatte ich die Hölle auf Erden kennengelernt. Sechs Monate Schmerzen, Angst, Missbrauch, Gewalt. Aber leider war noch lange kein Ende in Sicht. Ich sollte noch viel mehr erleben. Viel mehr, als man denkt, dass es ein Mensch aushalten könnte ...

Damit der Vertrag zwischen meinem Vater und seinem neuen Geschäftspartner zustande kommen konnte, musste ich erneut mit den Männern schlafen. Und natürlich fand Tom auch danach immer noch weitere Gründe, weshalb ich für ihn als Schlampe arbeiten sollte. Eigentlich war es mir von Anfang an klar, dass es keine einmalige Sache bleiben würde. Ich kannte ihn mittlerweile. Aus jeder seiner Ausnahmen wurde recht schnell eine Routine. Nichts blieb bei nur einem Mal. Trotzdem hätte ich es mir anders erhofft.

Die Ferien vergingen viel zu schnell. Die Tage zogen sich zwar hin, und ich kam mir vor wie in einem Hamsterrad, aus dem ich nicht aussteigen konnte, aber dennoch hätte ich mir gerne eine längere Pause von

der Schule gegönnt. Von Tag zu Tag schwanden meine Kräfte und ich fühlte mich energie- und antriebsloser. Bereits das morgendliche Aufstehen kostete mich mehr Reserven, als mein Körper zur Verfügung hatte. Ich kam mir vor wie ein Roboter, dessen Batterie aufgebraucht war. Jede Bewegung wurde zu einem Kampf, jeder Schritt zu einem Marathonlauf. Ja, ich konnte mich noch daran erinnern, dass ich am letzten Schultag gesagt hatte, dass ich am liebsten vollständig auf die Ferien verzichten würde. Ich wollte nicht freihaben, sondern durcharbeiten, um keine Zeit zum Nachdenken aufkommen zu lassen – doch jetzt hatte ich meine Einstellung geändert. Die Umstände waren nun anders. Ich wollte mich nicht mehr durchweg ablenken, um zu vergessen, sondern ich musste mich ausruhen, um am Leben zu bleiben. Wie ein Seefahrer, der über Bord gegangen war, weil sein Schiff gesunken war, hörte ich irgendwann auf zu kämpfen. Zu Beginn ist man geschockt; das kalte Wasser, in das man gefallen ist, lässt das Adrenalin durch die Adern rauschen. Man ist hellwach und besitzt mehr Energie, als man jemals erwartet hätte. Der Körper setzt unwahrscheinliche Kräfte frei, weil er überleben will. Man strampelt und schwimmt. Man weiß: Sobald man aufhört sich zu bewegen, wird man untergehen und in den eisigen Fluten ertrinken. Doch wenn der erste Adrenalinstoß abklingt und man immer noch im Wasser ist, macht sich Ernüchterung breit. Zweifel kommen auf und man überlegt, wofür man eigentlich

kämpft. Das Festland ist meilenweit entfernt, die nächste Insel ebenso, das Boot, auf dem man sich befunden hat, ist untergegangen und die Chance, dass in absehbarer Zeit ein anderes Boot zufällig in die Nähe kommt, ist verschwindend gering. So setzt man sich zum ersten Mal mit dem eigenen Tod auseinander. Stunden vergehen. Stunden, in denen man zwischen Hoffnung, dem Glauben, dass alles gut wird, und der Tatsache, dass man, falls kein Wunder geschieht, den nächsten Morgen nicht erleben wird, schwebt. Die Arme und Beine schmerzen von der Dauerbelastung und das Wasser kühlt den Körper aus. Man spürt, wie der Tod bereits neben einem sitzt. Aber trotzdem will man nicht aufgeben. Solange der Funke der Hoffnung noch glimmt, hält man sich über Wasser und zwingt sich dazu, durchzuhalten. Man redet sich ein, dass die Schmerzen gut sind. Ja, sie tun weh, aber sie zeigen einem auch, dass man noch lebt! Diese Lüge braucht man. Sie gibt Kraft. Die Nacht bricht herein und mit ihr ziehen zunehmend mehr Zweifel auf. Man stellt sich in Gedanken vor, wie man aufhört zu kämpfen und wie man sich selbst einfach untergehen lässt. Allmählich fühlt sich diese Überlegung nicht mehr bedrohlich, sondern befreiend an. Vielleicht ist der Tod gar nicht so schlimm, wie viele Menschen zu ihrer Lebzeit glauben? Der Seemann steht vor einer schweren Entscheidung. Welche er trifft, welche davon Stärke ausdrückt und welche eher feige oder schwach ist, ist nicht zu

beurteilen. In dieser Situation überhaupt eine Entscheidung zu treffen und diese durchzuziehen, ist schon eine Herausforderung. Möglichkeit eins, die er hat, lautet, sein Leiden selbst zu beenden. Wenn er sich aktiv dafür entscheidet, sterben zu wollen, und alle Bewegungen einstellt, ist er in wenigen Minuten tot. Dann hat der Kampf ein Ende. Er hat eingesehen, dass er nicht gewinnen kann, und will nicht länger unter Schmerzen und Gewissensbissen leiden. Möglichkeit zwei, die ihm bleibt, geht ebenfalls in die Richtung Resignation. Er erkennt, dass seine Kräfte schwinden und seine Reserven gegen null gehen. Wenn er so weiterstrampelt wie bisher, begeht er Selbstmord. Er verausgabt sich, bis sein Körper nicht mehr kann. Also muss er einen Gang zurückschalten. Wenn er seine Schwimmbewegungen auf ein Minimum herunterfährt, kann er seine Überlebensdauer verlängern. Im besten Fall kann er dadurch so lange durchhalten, bis ihn die Strömung an Land treibt oder ein Rettungsboot vorbeikommt. Im schlechtesten Fall zieht er dadurch jedoch sein Leiden, die Schmerzen und aufkommende Gewissensbisse in die Länge. Welcher Weg ist der richtige? Ich entschied mich zu diesem Zeitpunkt dazu, unnötige Kämpfe einzustellen und mich auf das zu konzentrieren, was überlebenswichtig war. Ich fand mich mit der Situation ab und hoffte, so lange durchzuhalten, bis sich die Lage ändern und sich mein Leben wieder zum Positiven wenden würde.

Mindestens dreimal pro Woche holte mich Tom in den Ferien an der Bushaltestelle ab und fuhr mich zu dem alten Fachwerkhaus. Dort brachte er mich in den Keller, band mich an einen Stuhl fest oder fixierte mich auf der Matratze, die am Boden lag, und verkaufte meinen Körper an fremde Männer. Die Termine, wann ich anschaffen gehen musste, übermittelte er mir immer einige Stunden vorher per SMS. Er selbst schlief in den gesamten Ferien nur zweimal mit mir. Überhaupt wurde, seitdem er meinen Körper verkaufte, der Sex mit ihm deutlich seltener. Offensichtlich war ihm das Geld, das er verdienen konnte, wichtiger als seine eigene Befriedigung. An den Tagen, an denen ich frei hatte, traf ich mich oft mit Samira. Sie war meine Vertraute, mit der ich über meine Gefühle reden konnte. Ihr erzählte ich auch, wie viel Kraft mich die Treffen kosteten und dass ich keine Ahnung hatte, wie ich all das weiterhin überstehen sollte, wenn nun ab nächster Woche die Schule wieder anfangen würde. Ich fühlte mich jetzt schon überfordert. Noch eine zusätzliche Belastung konnte ich nicht aushalten. Samira versuchte, mich aufzubauen und mir Mut zuzusprechen. Sie meinte, dass auch wieder bessere Zeiten kommen würden. Ich müsse nur durchhalten. Sicherlich sei es momentan anstrengend und sie verstehe, dass mich der Gedanke überkam, dass ich das nicht packen könnte, aber ich würde es trotzdem schaffen, weil ich es schaffen musste. Ich hätte gar keine andere Wahl. Ich hatte

keine Ahnung, wie viel Wahrheit sich hinter ihren Aussagen verbarg, doch sie spornte mich in dieser Phase und auch noch in späteren Jahren dazu an, weiterzukämpfen. Sie machte mir Mut und gab mir damit Halt. Der Satz, der mir bei all ihren Motivationsreden am meisten im Gedächtnis blieb, lautete: »Wenn du meinst, du bist k.o., dann bist du erst zu dreißig Prozent k.o.« Wie gesagt: Keine Ahnung, ob das stimmte, aber es half mir, nicht aufzugeben. Was ich auf jeden Fall bestätigen kann, ist, dass der Körper andere Grenzen hat als der Kopf. Ich habe schon mehrfach erlebt, wie meine Gedanken sagten, dass ich keine Chance hätte und das nie schaffen würde, aber mein Körper mich trotzdem bis zum Ziel getragen hat. Zu welchen Leistungen wir fähig sind und welche psychischen Belastungen wir tatsächlich aushalten können, merken wir erst, wenn wir sie aushalten müssen. Im Voraus können wir uns das nicht vorstellen. Wobei ich mich bei der Erinnerung an ihre Behauptung immer wieder frage, wie es aussähe, wenn man zu fünfzig Prozent k.o. wäre. Ist man dann schon bewusstlos? Oder gerät man in eine Art Trance, in der man einfach immer weiter und weiter macht und gar nicht mehr mitbekommt, was man eigentlich tut? Und was passiert bei einhundert Prozent? Ist man dann tot? Oder kann sich ein Körper auch nach einer völligen Verausgabung wieder regenerieren? Ja, ich zerbreche mir gerne über unnötige Dinge den Kopf. Aber dennoch würde ich

gerne wissen, was an der Aussage dran ist, dass man bei dem Gefühl völlig k.o. zu sein noch siebzig Prozent Reserve in sich tragen soll. Außerdem wüsste ich gerne, wie viel Prozent Energie ich während meiner schlimmsten Lebensmonate noch in mir hatte.

Ob meine Eltern meine Wesensveränderung bereits in den Ferien bemerkten oder erst dann, als die Schule wieder losging, kann ich nicht eindeutig sagen. Nach dem Gespräch mit dem Erziehungsberater ließen sie mich für eine Weile in Ruhe. Ich glaube nicht, dass ich ihnen egal wurde, aber sie zogen sich merklich aus meinen Angelegenheiten zurück und ließen mir mehr Freiheiten. Sie fragten nicht mehr ständig nach, was ich machte, sondern übertrugen mir die Verantwortung. Bei den meisten Sachen durfte und sollte ich selbst entscheiden, was ich für mich als richtig empfand und was nicht. Womöglich dachten sie, dass sie dadurch wieder ein engeres, positiveres Verhältnis zu mir aufbauen könnten. Sie vertrauten darauf, dass ich ihnen eigenständig mitteilen würde, wenn ich Probleme oder Redebedarf hätte. Kurz zusammengefasst: Ich vermute, sie hofften, dass ich mich ihnen gegenüber wieder mehr öffnen würde, wenn sie damit aufhörten, mich in die Enge zu treiben. Garantiert bekamen sie mit, dass mich etwas bedrückte. Vielleicht bemerkten sie nicht alle Auswirkungen, doch komplett blind waren sie definitiv nicht. Auch wenn sie durch die positive Entwicklung in Papas Unternehmen ziemlich viel um

die Ohren hatten, übersahen sie nicht, dass ihre Tochter zunehmend stiller wurde. Allerdings ließ ich sie nicht an mich heran. Ich machte es meinen Eltern nicht einfach. Ohne zu übertreiben: Ich habe, seitdem ich im Kontakt mit Tom stand, zu Hause alle Erziehungstechniken erlebt. Meine Eltern ließen nichts aus. Von autoritär bis Laissez-faire probierten sie alles. In den Ferien starteten sie einen Versuch, in dem sie mich selbst austesten ließen. Ich sollte eigenständig Erfahrungen sammeln, Dinge ausprobieren, auf die Schnauze fliegen und daraus lernen. Das war das, was ihnen der Erziehungsberater geraten hatte. Jedoch schien auch diese Taktik zu scheitern. Seitdem sie sich aus meinem Leben heraushielten, gab es zwar deutlich weniger Streit, vielleicht sogar überhaupt keinen mehr, aber dafür fand auch kaum andere Kommunikation statt. Wenn ich pro Tag mehr als fünf Sätze mit ihnen wechselte, war das viel.

Kann man meinen Eltern diesbezüglich Vorwürfe machen? Nein, ich denke nicht. Sie handelten schließlich menschlich. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass sie mit ihren bisherigen Methoden nicht weiterkamen. Sobald sie nachfragten oder sich in meine Angelegenheiten einmischten, entstand Streit. Also versuchten sie, einen anderen Weg einzuschlagen, in der Hoffnung, auf diese Weise wieder zu mir zu finden.

2. Kapitel – Zukunftsangst und Winterliebe

Wenn der große, starke Baum seine Blätter verliert, wirkt er schwach und gebrechlich. Die Blätter verstecken seine Verletzbarkeit; fallen sie, verschwindet sein Schutz. Er zeigt uns, dass auch etwas Prächtiges, stabil Aussehendes unter der »Fassade« nur aus dünnen, leicht zerstörbaren Ästen besteht.

Mitte September startete das neunte Schuljahr. Das erste wahrhaft entscheidende Schuljahr unseres Lebens – laut den Lehrern. Wobei es mir schwerfiel, ihnen das zu glauben, schließlich behaupteten sie das in fast jeder Jahrgangsstufe. Das erste Schuljahr war entscheidend, das vierte, das fünfte und nun auch das neunte, danach das zehnte, das elfte sicherlich auch und das zwölfte erst recht. Also klar ausgedrückt: Am besten gab man jedes Jahr sein Bestes und leistete sich nie einen Durchhänger, dann war man auf der sicheren Seite. Vieles begann in diesem Schuljahr so, wie es letztes Jahr aufgehört hatte. Ich saß wieder auf einem der unbeliebten Plätze in der vorderen Reihe, Robbin, Janneck und Lotte begrüßten mich mit verachtenden Blicken und tuschelten hinter meinem Rücken und der Rest der Klasse ignorierte mich. Einige Mädchen der Klasse wirkten erwachsener als

vor den Ferien und viele Jungs waren in den sechs Wochen gefühlte zehn Zentimeter in die Höhe gewachsen. Unverkennbar wurden inzwischen aus uns Kindern junge Erwachsene. Obwohl wir uns neunzig Prozent des Jahres fünf Tage die Woche sahen, fielen mir die meisten körperlichen und charakterlichen Veränderungen meiner Klassenkameraden erst nach den längeren Ferien auf. Hatte ich mich in den Ferien ebenfalls verändert? Ja, ich glaube schon. Meine Schminke wurde dunkler, meine Stimmung düsterer, mein Kampfgeist weniger und mein Interesse an der Welt sank. Als die Klassenlehrerin, Frau Horst, uns willkommen hieß und einen groben Fahrplan für das Schuljahr erläuterte, hörte ich ihr kaum zu. Ich war mit meinen Gedanken woanders. Wo, wusste ich selbst nicht. Aber es war definitiv ganz weit weg vom Klassenzimmer. Auf einem Zettel, der ausgeteilt wurde, konnte ich später halbwegs nachverfolgen, was in diesem Schuljahr anstand. Im ersten Halbjahr waren die Termine noch überschaubar. Es gab ein Sportfest und der alljährliche Schüleraustausch stand an. Stressig wurde es erst nach den Halbjahreszeugnissen: Zweimal war ein Besuch in einer Berufsberatungsstelle geplant, einmal würden wir auf eine Ausbildungsmesse fahren, ein Pflicht-Ausflug sollte uns in ein KZ führen und am Ende des Unterrichtjahres stand die Planung für die Abschlussfahrt an, die zu Beginn des zehnten

Schuljahres stattfinden sollte. Weshalb wir uns schon in der neunten Klasse mit unserem Schulabschluss und dem Weg danach beschäftigten, obwohl wir im Gymnasium zwölf Schuljahre absolvieren mussten, konnte ich nicht nachvollziehen. War das nicht zu früh? Nein, laut unseren Lehrern nicht. Ihrer Meinung nach konnte man mit der Planung seines späteren Lebensweges nie zu früh beginnen. Außerdem war es nicht unüblich,

dass nach der zehnten Klasse einige Schüler den weiteren Weg abbrachen. Je nach persönlicher Überzeugung oder Berufswahl reichte manchen auch der Realschulabschluss. Andere waren leistungsmäßig nicht dazu in der Lage, noch zwei weitere Jahre zu überstehen. Nicht jeder, der das Gymnasium besuchte, war auch kognitiv dazu in der Lage, den Unterrichtsstoff zu verstehen und die Klausuren zu meistern. Auch in meiner Klasse gab es Schüler, bei denen sogar die Lehrer sich fragten, wieso die Eltern ihren Kindern das antaten. Die Schüler waren nicht dumm, sie konnten lernen und bestanden die Prüfungen – jedoch mit Hängen und Würgen. Sie hatten kaum Freizeit, besuchten teilweise fünfmal die Woche die Nachhilfe, lernten Wochenenden durch, mussten in den Sommerferien zu Nachprüfungen ... Ich glaube, bei ihnen wäre es besser gewesen, wenn die Eltern sie lieber auf einer Realschule angemeldet hätten. Zumal sie danach immer noch die Möglichkeit gehabt hätten, nach dem Realschulabschluss auf einem

Gymnasium das Abitur zu machen oder später, im Rahmen einer Ausbildung, das Fachabitur zu erwerben. In unserer Jugend führten schließlich viele Wege nach oben. Anders als früher, wo man mit der Auswahl der weiterführenden Schule fest in eine Schublade gesteckt wurde, aus der man nur äußerst schwer wieder herauskommen konnte. Aber nein, die Eltern wollten, dass ihre Kinder sofort zu der Elite gehörten, die das Gymnasium meisterte. Koste es, was es wolle. Ich vermute, diesen Eltern war es gar nicht bewusst, was sie von ihren Kindern verlangten. Sie haben einen entscheidenden Teil ihrer Freizeit für den Traum ihrer Eltern geopfert und mussten vor jeder Zeugnisvergabe um ihre Versetzung bangen. Sie kämpften mit Prüfungs- und Versagensängsten, obwohl sie in der Realschule womöglich zu den Klassenbesten gezählt hätten. Dumm waren sie ja wie erwähnt nicht, sondern lediglich überfordert mit dem vielen Lernstoff, der innerhalb kürzester Zeit erarbeitet, verstanden und gemerkt werden sollte. Ein Großteil dieser Dauerkämpfer hat dann auch nach der zehnten Klasse aufgegeben und das Abitur sausen lassen.

Des Weiteren würde es ab der elften Klasse keine festen Klassen mehr geben. Deshalb gab es die Abschlussfahrt in der Zehnten. Danach wären wir nur noch ein loser Verbund von Schülern, deren einzige Gemeinsamkeiten es waren, dass sie dieselbe Jahrgangsstufe in derselben Schule besuchten und im

selben Jahr ihr Abitur machten. Je nach persönlichen Schwerpunkten und Interessen schrieben wir uns in unterschiedliche Kurse ein, die wir teilweise belegen mussten, weil es so vorgeschrieben war und teilweise belegen wollten, weil uns das Fach zusagte. Dadurch starb das ursprüngliche Klassensystem, das man bis dahin kannte. Es würde keine festen Säle mehr geben, keine Klassenlehrer, keine eingeteilten Klassen.

Bereits in den ersten Wochen des neuen Schuljahres merkte ich, dass die Lehrer vermehrt das Wort Zukunft benutzten. Oder vielleicht kam es mir auch nur so vor, weil ich eine Abneigung gegen meine persönlichen Zukunftsaussichten entwickelte. In meinen Augen gab es nämlich keine Zukunft für mich. Zumindest keine, mit der ich leben wollte. Es erzeugte Hass in mir, wenn die Lehrer versuchten der Klasse einzureden, wie wichtig es sei, sich keine Vergehen mehr zu leisten und gute Noten zu schreiben, weil davon unsere Zukunft abhängen würde. Diese Gespräche machten mich aggressiv. Überhaupt fühlte ich mich wie eine tickende Zeitbombe. Ich spürte einen Druck in mir, der mir die Luft zum Atmen nahm.

Seit Schulstart wurden Toms Übergriffe wieder seltener. Meist wollte er mich zweimal pro Woche sehen. Wann genau, erfuhr ich über eine SMS, die er mir morgens vor der ersten großen Pause zukommen ließ. An den anderen Tagen traf ich mich weiterhin mit

Samira. Für die Schule lernte ich kaum noch. Dafür fehlten mir die Konzentration, die Kraft und der Wille.

Im Oktober brach der Herbst herein. Die Blätter an den Bäumen färbten sich bunt und fielen zu Boden. Bis zum Jahr zuvor hatte ich gedacht, ich wäre eher ein Frühlingsoder Sommermensch, da ich die Sonne, die Wärme, die bunten Farben in der Natur und die ausgelassene Stimmung der Menschen bei schönem Wetter geliebt hatte. Ich hatte es nicht gemocht, wenn es im Herbst oft regnete, im Winter die Straßen glatt wurden und man unendlich viele Schichten Kleidung übereinanderziehen musste, um nicht zu frieren.

Schon nach den ersten kalten Tagen hatte ich mir den Sommer zurückgewünscht. Doch in diesem Jahr war es anders. Ich konnte mich über die heißen Tage nicht freuen, weil ich ständig Blutergüsse oder aufgekratzte Hautstellen verstecken musste. Das Freibad besuchte ich kein einziges Mal und die bunten Blumen übersah ich. Ich hatte keine Zeit, mich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Erst jetzt, als die Tage kürzer, die Wälder kahler wurden und die Farbe aus der Natur wich, fühlte ich mich plötzlich zufriedener. Mir fiel es schwer, meine Emotionen und Gedanken in Worte zu fassen, aber der Anblick beruhigte mich und ließ mich ausgeglichener wirken. Als ich nun im Oktober mit Samira einen Spaziergang durch den Wald machte, unterhielten wir uns darüber. »Ich weiß genau, was du meinst«, bestätigte sie mich. »Früher, als alles noch in Ordnung war, fand ich den Sommer auch schöner,

aber jetzt mag ich den Herbst und den Winter lieber. Keiner fragt nach, weshalb man lange Kleidung trägt, die Tage sind schneller überstanden, man kann früher ins Bett verschwinden, länger schlafen ... Die Menschen werden besinnlicher, es wird weniger laut gelacht ...« »Glaubst du, der Herbst ist eine depressive Jahreszeit?«, unterbrach ich ihr Reden. Sie zuckte mit den Schultern. »Gut möglich. Weshalb fragst du?« »Keine Ahnung. Die Frage ist mir eingefallen, als ich darüber nachgedacht habe, warum wir zwei ihn mögen.« »Ja, es kann sein, dass er deshalb so gut zu uns passt. Oder vielleicht erkennen wir uns auch in den Bäumen wieder«, philosophierte Samira weiter. »Solange es hell und schön ist, strahlen sie und wirken stark. Wenn die Blätter dicht genug wachsen, sehen sie aus wie ein Schutzpanzer, der die Äste umhüllt und den Stamm schützt. Aber wenn die Zeit düster wird, verschwindet der Panzer. Plötzlich wirkt der große, starke Baum schwach, verletzlich und gebrechlich.«

Mein Musikgeschmack drückte in diesem Herbst das aus, was ich fühlte. In meiner Playlist befanden sich ausschließlich düstere Gothikmusik und deutsche Rapsongs, die von Missbrauch, Gewalt und dem Wunsch nach Selbsterstörung erzählten. Ich hatte keine aktiven Suizidgedanken und plante nicht, mich umzubringen, aber wäre ich plötzlich tot umgefallen, hätte es mich nicht gestört. Mir lag nicht mehr viel am Leben. In den letzten Wochen oder Monaten hatte sich ein dunkler Schatten über meine Welt gelegt. Alles

erschien mir trist und grau. Ich hatte verlernt, wie man lachte, und vergessen, wie es sich anfühlte, glücklich zu sein. Ich war nicht wirklich traurig, denn ich spürte keine Trauer in mir und musste auch nicht weinen. Meine Tränen schienen versiegt zu sein. So, wie ich mein Lachen irgendwann verloren hatte, hatte ich auch die Fähigkeit zu weinen irgendwann verloren. Da war nichts mehr in mir. Rein gar nichts, was man als ein Gefühl hätte bezeichnen können. Ich fühlte mich leer und verloren. Ab und zu stieg eine unzählbare Welle von Hass herauf, die meinen Körper zum Zittern brachte, meinen Brustkorb quetschte und mich fast explodieren ließ, aber mehr nicht. Ich hatte das Interesse an sämtlichen Dingen verloren, die mir früher Freude bereitet hatten. Wann hatte ich das letzte Buch in den Händen gehalten? Wann ein Kreuzworträtsel gelöst? Wann Sudoku gespielt? Gefühlt bereitete mir nichts mehr Spaß. Ich steckte in einem dunklen Loch fest, aus dem ich nicht mehr herauskam. Ich drehte mich im Kreis, durchlebte ständig dasselbe. Mein komplettes Leben kreiste um Tom, die Termine, an denen ich anschaffen ging, die andauernde Vorsicht, um nicht erwischt zu werden, und um Angst. Was war das für ein Leben? Wenn ich auch keine Suizidgedanken hatte, so verspürte ich dennoch das Gefühl, den Gedanken und den Willen, dieses Leben zu verändern. Ich war unglücklich und wollte, dass es aufhörte. Mein Dasein erschien mir unnötig und jeder Tag stellte für mich eine einzige

Qual dar. Selbstmordabsichten entstehen, genau wie Depressionen, nicht über Nacht. Der Betroffene wacht nicht auf und denkt: »Ach, eigentlich könnte ich mich auch umbringen.« Die Entwicklung der Gedanken ist ein Prozess. Ein Ereignis, ein Tag oder auch nur ein Gefühl löst eine Gedankenlawine aus. Die Depression ist wie ein hungriger Bandwurm, der sich im Gehirn einnistet. Nach und nach frisst er alle positiven Gefühle und Erinnerungen auf und lässt nur noch Pessimismus und Leere zurück. Man zweifelt alles an, fragt sich, welcher Sinn das eigene Leben noch hat und wo die Zukunft einen hinführen will. So wie ich damals entwickelt man eine Abneigung gegen das Wort Zukunft. Wie eine dritte, unbeteiligte Person hat man während der letzten Monate dabei zugesehen, wie das eigene Ich den Bach hinuntergegangen ist. Man hat sich selbst gegen die Wand fahren und einen Abgrund hinunterstürzen sehen. Man hat zugeschaut, wie man vergeblich gekämpft hat. Welche Zukunft soll noch auf einen warten? Wenn man in letzter Zeit gedacht hat: »Morgen wird es bestimmt besser«, ist es jedes Mal schlimmer geworden. Es gab kein bergauf, der Weg führte ausschließlich bergab. Jetzt sitzt man in einem dunklen Tal fest und der nächste Berg, den man in Angriff nehmen muss, um wieder hochzukommen, erscheint einem deutlich zu hoch. Man

spürt, dass man der Anstrengung nicht gewachsen ist und die Energiereserven nicht ausreichen, um ans Ziel zu gelangen. Also welche Zukunft hat man?

Entweder führt man ein einsames Leben im dunklen Tal oder man wartet darauf, dass vielleicht irgendwann eine Bergbahn gebaut wird, die einen hochzieht, oder dass ein anderer Wanderer vorbeikommt, der einem den Weg nach oben zeigt. Doch die Wahrscheinlichkeit, dass einer dieser Fälle eintritt, ist gering. Wenn man es nicht aus eigener Kraft schafft, sich aufzuraffen, wird es schwer werden. Bald ist man frustriert. Man glaubt, dass die Zukunft genauso doof sein wird wie es die Gegenwart ist. Man verliert seine Hoffnung und die Freude am Leben. Wenn man keinen Hobbys mehr nachgeht und sich von seinem Umfeld zurückzieht, hat man leider viel Zeit zum Nachdenken. Und wenn jemand Depressives Dinge nicht braucht, dann sind es Einsamkeit und Zeit zum Nachdenken. Selbst jemand Gesundes kann sich bei der Frage nach dem Sinn des Lebens in Zweifeln verlieren. Es ist schwer, darüber zu urteilen, welche Aufgaben man auf dieser Erde hat, ob man ein erfülltes Leben führt, wie glücklich man ist, oder ob man auf voller Linie versagt. Was bedeutet es überhaupt, ein lebenswertes Leben zu führen? Wo verläuft die Grenze zwischen Leben und Überleben? Wie schaffen es andere Menschen, sämtlichen Schicksalsschlägen auszuweichen? Warum leiden manche Seelen mehr als andere? Wenn sich die negative Warum-Gedankenspirale einmal begonnen hat zu drehen, ist es schwer, sie aufzuhalten. Die Depression ist eine Krankheit, die fast ausschließlich

im Kopf abläuft. Keiner sieht die vernichtenden Gedanken. Zwar treten nach und nach auch Symptome nach außen, das Wesen der Person wandelt sich und häufig kommen auch körperliche Symptome wie Kopfschmerzen, Bauchschmerzen, andauernde Müdigkeit oder häufige Krankheit hinzu, aber wie es in der Person drinnen aussieht, verrät der Körper trotzdem nicht. Ich glaube, viele Leute, die keine Erfahrung mit Depressionen haben, wären geschockt, wenn sie einmal die Gedanken einer kranken Person mitlesen könnten. Der Kopf beginnt den eigenen Körper zu bekriegen. Die Gedanken feuern Granaten auf die Gefühle, und die Emotionen fahren Achterbahn. Man lebt in einer Hölle. In einem Krieg. Im Grunde hat man nur noch zwei Wünsche. Der erste lautet: normal zu sein. So leben zu können wie andere Menschen auch. Aus der Traurigkeit und inneren Leere ausbrechen und wieder lachen zu dürfen. Ein normales Leben zu führen. Scheitert dieser Wunsch, was leider oft eintritt, wünscht man sich, dass alles ein Ende hat. Man will, dass es aufhört. Man möchte morgens nach über zehn Stunden Schlaf nicht immer noch müde sein, man will nicht durchgehend nur kämpfen, sondern braucht eine Pause. Man will, dass die Situation endet. Da die aktuelle Situation allerdings mit dem eigenen Leben zusammenhängt beziehungsweise sogar mit ihm identisch ist, drängt sich irgendwann der Gedanke auf: »Was wäre, wenn ich nicht mehr da bin?« Kommen jetzt noch

Schuldgefühle zu der vermeintlich ausweglosen Lage dazu, ist der Gedanke an Suizid fast unumgänglich. Es erscheint einem als einzige Möglichkeit, um wieder glücklich zu werden und frei zu sein. Mit einem Schlag könnte man alle Probleme lösen – so meint man es zumindest. Man selbst entkommt seinem Leiden, und das Umfeld wird ebenfalls endlich erlöst. Ja, depressive Menschen können anstrengend sein. Mit ihnen über die positiven Seiten des Lebens und ihre guten

Fähigkeiten zu diskutieren, ist ermüdend. Es ist kräfteraubend, immer in Angst zu leben und immer für den anderen da sein zu wollen. Nicht selten überkommt einen dann selbst das Gefühl, nicht mehr zu können. Man wünscht sich ebenfalls, dass es aufhört, und eventuell formuliert man diesen Wunsch nach einem Ende sogar laut. Jedoch meint man damit nicht, dass sich der Betroffene endlich umbringen soll, sondern dass es endlich wieder gut werden soll. Allerdings versteht das der Betroffene mitr ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit falsch ... Man bekommt als Betroffener mit, dass das eigene Umfeld mit einem leidet. Man weiß, dass es niemand verstehen kann, wenn man trotz einer Woche Schlaf zu erschöpft ist, um zu duschen, oder weshalb es für einen so schwer ist, Unterstützung anzunehmen – oder auch weshalb man von jetzt auf gleich ausrastet und jeden anschreit, obwohl man das eigentlich nicht möchte. Ja, es ist schwer nachvollziehbar, dass man Dinge tut, die man

gar nicht will, und dass der eigene Körper und Geist einem nicht mehr gehorchen. Dass man sich selbst fremd wird ... Ich stelle jetzt mal eine gewagte Behauptung auf: Es gibt kaum Selbstmörder, die tatsächlich ihr Leben beenden möchten. Sie sagen zwar, dass es ihr größter Wunsch ist, zu sterben, aber in Wahrheit wollen sie nicht dem Leben, sondern nur der aktuellen Situation entfliehen. Sie wollen, dass die düstere Zeit, die Depression, die Traurigkeit, der Schmerz, die Quälerei aufhört. Würde es jemandem gelingen, ihnen diese negativen Aspekte abzunehmen, würden die Personen auch wieder Freude an ihrem irdischen Dasein entwickeln. Sich die Pulsadern durchzuschneiden bedeutet nicht zwangsläufig, dass man sein gesamtes Leben hasst. Es bedeutet lediglich, dass die aktuelle Sachlage es dem Menschen unmöglich macht, an eine positive Zukunft zu glauben. Der Kampf hat ihn erschöpft und er möchte, dass diese Phase des Lebens endlich ein Ende hat.

3. Kapitel – Konsequent ambivalent

Wohin geht man, wenn man sich selbst nicht mehr sehen kann? Welchen Weg wählt man, wenn man die Orientierung verloren hat?

Der Oktober neigte sich dem Ende zu. Inzwischen bekamen meine Eltern deutlich mit, dass ich mich verändert hatte, und auch unter den Lehrern blieb es nicht unbemerkt, dass meine Leistungen seit Start des Schuljahres zu wünschen übrig ließen. Niemand konnte mehr die Augen verschließen. Es war nicht länger zu leugnen, dass ich ein Problem hatte. Zunehmend häufiger wurde ich gefragt, ob es mir gut gehen würde, und ich bekam Gesprächsangebote. Meine Eltern nahmen ihre zuvor locker gelassenen Zügel wieder auf, fragten erneut vermehrt nach, wohin ich ging und was ich machte. Die Kontrolle war wieder da und ich fühlte mich ein weiteres Mal eingeengt. Auf der einen Seite wollte ich, dass jemand sah, wie schlecht es mir ging, dass mich jemand auf meine ständig neuen blauen Flecken ansprach, es wage, hinter meine Maske zu schauen. Aber auf der anderen Seite kämpfte ich jeden Tag dagegen und wollte auf keinen Fall, dass jemand die Wahrheit hinter den Verhaltensveränderungen herausfand. Meine Gedanken- und meine Gefühlswelt

widersprachen sich ständig. In vielen Bereichen wünschte ich mir Dinge, tat jedoch gleichzeitig alles dafür, um das Erreichen meines Zieles zu verhindern. Ein Ja von mir bedeutete eigentlich ein Nein, ein Nein entsprach einem Ja, natürlich und ein Vielleicht war ein Ganz bestimmt. Ich verwirrte mich sogar selbst mit meiner Ahnungslosigkeit. Wie konnte ich erwarten, dass mich jemand anderes verstand? Mit meinen Eltern kam es durch die fast täglichen und immer häufiger werdenden Nachfragen nach meinem Befinden erneut zu vermehrten Streitereien. Trost und Halt fand ich bei den einzigen zwei Personen, die mich meiner Meinung nach verstanden, bei Tom und Samira. Wobei ich gerade überlegen muss, ob ich in der Zeit noch mit Tom geredet habe ... Ich weiß nicht, wann genau, aber um diesen Zeitpunkt herum schief die Kommunikation zwischen uns fast vollständig ein. Er teilte mir die von ihm angesetzten Treffen per SMS mit, holte mich ab, gab mir klare Befehle, was ich zu tun hatte, und hin und wieder bekam ich Drohungen oder Beleidigungen zu hören. Fragen nach meinem körperlichen oder seelischen Zustand gab es nicht mehr, und auch über mein Privatleben fragte er mich nicht mehr aus. Dennoch schien er alles über mich zu wissen. Ich schien keinen Schritt machen zu können, den er nicht mitbekam. Leistete ich mir das geringste Vergehen, gab es beim nächsten Treffen direkt nach der Begrüßung eine Sanktion – zum Beispiel eine Begegnung mit dem Elektroschocker. Was hielt mich

bei diesem Psychopathen? Warum habe ich einige Zeilen weiter oben geschrieben, dass er mich verstand? Weshalb ergriff ich nicht die Flucht? Ist ein Opfer nicht selbst daran schuld, dass es ständig wieder vergewaltigt wird, wenn es sich nicht von dem Täter losreißt, sondern stattdessen zu ihm zurückkehrt, wenn er ruft? Oder zumindest teilschuldig?

Dies sind Fragen, die sich ein normal denkender Mensch stellt, wenn er meine Geschichte liest oder hört. Aber ich möchte an diesem Punkt erwähnen, dass ich nicht mehr normal denkend war. Tom manipulierte mich und ich befand mich in einer Abhängigkeit von ihm. Er hatte mir eine unsichtbare Fußfessel angelegt, die ihm die volle Macht über mich ermöglichte. Wie ein Hund, der von seinem Besitzer regelmäßig geschlagen und getreten wird, kam ich nach jeder Prügelattacke reumütig zu ihm zurück und bettelte darum, dass er mich bitte nicht verstoßen solle. Ich entschuldigte mich sogar dafür, dass ich hin und wieder daran dachte, nicht zu einem Treffen zu erscheinen. Warum? Weil ich mich wahrhaft schuldig fühlte. Tom redete mir so lange ein, dass ich für mein Leid selbst verantwortlich sei, bis ich daran glaubte. Er behauptete, mir würde es Spaß machen, mit fremden Männern zu schlafen, und ich zweifelte nicht daran, dass er die Wahrheit sprach. Seine Worte, die er zu mir sagte, waren meine Wahrheit, weil diese Wahrheit einfacher zu ertragen war als die echte Wahrheit.

Außerdem war ich davon überzeugt, dass mir ohnehin niemand glauben würde. Ich war schließlich ein Kind, und Tom war erwachsen. Zudem hatte mir Samira erzählt, die ebenfalls schon volljährig war, dass sie sich in einem Zweifelsfall definitiv auf Toms Seite stellen und gegen mich aussagen würde. Sollte ich es wagen, mein Schweigen zu brechen, wollten die zwei mich als verrückt dastehen lassen. Und, so erklärte sie mir: Würde ich erst als verrückt gelten, würde niemand mehr etwas mit mir zu tun haben wollen – auch meine Eltern nicht. Überhaupt sollte ich Samira zufolge, bevor ich den Mund aufmachte, besser erst einmal überdenken, was ich damit anrichten würde. Die Firma meines Vaters, sagte sie, wäre innerhalb weniger Tage pleite und meine Eltern würden mich dafür hassen. Außerdem trüge ich die Verantwortung dafür, wenn sie wegen mir unglücklich werden würden. Und sie betonte, dass ich stark war und mein Leben verkraften konnte. Ich gehörte zu der Elite, die dazu auserwählt war, ein anderes Leben zu führen. Doch meine Eltern waren das nicht. Sie waren normal und somit schwach. Sie würden an meinen Berichten zerbrechen und mich aus Furcht, dass ich mit meiner Geschichte den Ruf und die Ehre der Familie durch den Dreck ziehen könnte, verstoßen. Ich wäre dann ganz alleine auf der Welt. Ohne Unterstützung. Dass es sich bei diesen Schilderungen um Lügen handelte, ahnte ich nicht. Ich glaubte Samira jede Behauptung, denn alles klang für mich logisch. Dementsprechend

kam ich nach allen Grübeleien jedes Mal zu demselben Entschluss: Ich hatte keine Wahl, ich musste Tom dienen und seinen Befehlen Folge leisten. Geraten nur psychisch instabile Menschen in solch eine emotionale Abhängigkeit, die einen förmlich blind macht und die gesunden Denkprozesse lähmt? Nein, ich glaube, es kann jedem passieren. Sicherlich gibt es Persönlichkeiten, die empfindsamer und somit leichtere Opfer sind, aber im Grunde kann es jeden treffen. Es gibt keinen Schutz und auch keine Impfung, die einen davor bewahren, körperliche oder seelische Gewalt zu erleben. Solange man ein Mensch ist, hat man Gefühle und mindestens einen verwundbaren Punkt. Findet jemand diese Schwachstelle heraus, kann er einen gefügig machen, egal wer man ist. Sobald man etwas oder jemanden liebt, ist man verwundbar. Daher ist die einzige Möglichkeit, nicht verletzt zu werden, gefühllos zu sein und niemanden, kein Tier, keinen Menschen, keinen Gegenstand, keinen Zustand, zu lieben beziehungsweise zu schätzen. Ob man das hinbekommt? Ja, ein paar der Täter, die in dem Ring aktiv waren, haben das hinbekommen. Die vielen Gewalttaten und Qualen, die sie gesehen haben und für die sie selbst verantwortlich waren, haben sie innerlich getötet. Aber was für ein Leben hatten diese Menschen noch? Keines. Keines, das lebenswert gewesen wäre. Und die anderen Täter – ich schrieb ja oben nur »einige Täter« – waren ebenfalls in einer Abhängigkeit gefangen.

Ihnen erging es nicht besser als mir. Sie taten das, was sie taten, weil sie es tun mussten. Die Führungsleute hatten etwas gegen sie in der Hand, das sie dazu zwang, weiterzumachen.

Ob es zwischen den Sommerferien und den Herbstferien rituelle Übergriffe von Kapuzenmännern gab oder ich an seltsamen Zeremonien teilnehmen musste, kann ich nicht sagen. Ich kann mich an keinen Vorfall erinnern, wobei das nichts zu bedeuten hat. Wann immer die Übergriffe zu grausam wurden, klinkte sich meine Psyche samt Bewusstsein aus und überließ einem anderen Persönlichkeitsanteil den Vortritt, der die Schmerzen und Erinnerungen auf sich nahm. Bei einem tiefgründigeren Gespräch mit Samira erfuhr ich, dass ihr Körper ähnlich handelte. Auch sie verspürte in Extremsituationen das Gefühl, nicht mehr sie selbst zu sein und davonzufliegen. Als ich sie fragte, ob sie das nicht als seltsam empfand, antwortete sie mir: »Nein. Manchmal ist es besser zu vergessen, anstatt sich zu erinnern. Es ist eine Gabe. Es macht mir keine Angst. Anders, ohne diese Fähigkeit, könnten wir das nicht durchstehen. Außerdem wollen es die Priester so. Wir müssen eine helle Seite besitzen, die wir in der Öffentlichkeit zeigen, und eine dunkle Seite, die wir ihnen gegenüber offenbaren. Wir sind Menschen mit zwei Gesichtern und zwei Lebensgeschichten, die klar voneinander getrennt sind. Niemals dürfen sich diese zwei Welten miteinander vermischen!«

An einigen wenigen Tagen erzählte mir Samira etwas über sich oder ließ mich erahnen, was in ihr vor sich ging. Aber an den meisten Tagen verschloss sie sich mir gegenüber. Genauso wie Tom berichtete sie nie über ihr Privatleben. Doch im Gegensatz zu ihm fragte sie mich weiter über mein Privatleben aus – vermutlich, um danach Tom, der nicht mehr mit mir redete, Bericht zu erstatten. Im Nachhinein muss ich sagen, dass Samira für mich eine rätselhafte Person war. Zweifelsohne war sie meine engste Vertraute und beste Freundin. Ohne sie hätte ich wahrscheinlich nicht überlebt. Sie half mir, die Hölle zu durchleben. Sie diente mir als Vorbild und ich nahm sie als unwahrscheinlich stark wahr. In düsteren Momenten dachte ich immer: »Wenn sie das schafft, schaffe ich das auch. Sie steht das schließlich schon bedeutend länger durch als ich. Dann darf ich nicht aufgeben.« Aber wie gut kannte ich sie wirklich? Gar nicht. Später ein wenig, aber zu dem Zeitpunkt wusste ich fast nichts über sie, außer ihrem Namen und dass sie gerne Drogen nutzte, um die Probleme zu vergessen. Sie war eine Meisterin darin, Emotionen zu verbergen und Mauern hochzuziehen. Nur selten ließ sie mich einen Blick hinter ihre Fassade werfen. Das geschah meistens nur dann, wenn sie entweder bekifft war oder mehr getrunken hatte, als ihr Körper vertrug. Dann wurde sie etwas redseliger. Wobei ich vermehrt feststellte, dass sich ihr Wesen veränderte, wenn sie mir etwas über den Ring, oder ihr Privatleben preisgab. Es mag

merkwürdig klingen, aber sie veränderte dabei ihre Haltung und die Betonung ihrer Worte. Ich unterhielt mich dann nicht mit der Samira, die ich kannte. Sie wirkte während der tiefer gehenden Gespräche verletzlicher und ängstlicher als sonst. Ihr rechtes Augenlid zuckte nervös, ihr Blick wirkte tot und ihre Mimik und Körperhaltung froren ein. Es ist schwer zu beschreiben, wie es aussieht, wenn der Gesprächspartner auf einmal wie tot wirkt und von Dingen berichtet, über die er sonst nie spricht. Zusätzlich bemerkte ich, dass sie nach den Gesprächen angespannt wirkte. Sie kaute auf ihrer Unterlippe und drückte die Fingernägel ihrer rechten Hand in die Haut ihres linken Handgelenks. Da sie das offensichtlich öfter machte, zeichneten sich an vielen Tagen an diesen Stellen dunkellila bis schwarze Einblutungen auf der Haut ab. Zusätzlich fiel mir auf, dass sie nach solchen Gesprächen meist beim darauffolgenden Treffen einen Verband trug. Angeblich neigte sie zu Sehnenscheidenentzündungen und musste ihr Handgelenk mit der Binde stützen, oder hatte sich mal wieder bei den unmöglichsten Dingen eine schmerzhafte Verstauchung zugefügt, doch das glaubte ich ihr nie. Ich wusste, dass sie log. Schließlich war ich weder blind noch doof. Ich kannte ihre Unterarme, die inzwischen von Narben gezeichnet waren. Es gab kaum noch eine Stelle, an der die Haut unberührt war. Und ja, ich bemerkte auch, dass die Schnitte tiefer und die Anzahl der

Verletzungen höher wurden. Aber sobald ich sie darauf ansprach, leugnete sie alles und meinte, dass es mich nichts angehen würde, was sie mit ihrem Körper machte. Ich sei mit dem Aufkratzen meiner Haut nicht viel besser als sie. Ob ich mir Sorgen um sie machte? Ja und nein. Ja, ich nahm die Intensität ihrer Verletzungen als bedenklich wahr und es tat mir weh zu sehen, wie sie sich selbst zerstörte, doch ich wusste, dass ich sie nicht daran hindern konnte. Außerdem bekam ich zu diesem Zeitpunkt nur die Spitze des Eisberges mit. Ich sah nur den unteren Teil ihrer Arme. Die paar Zentimeter, die ich zu Gesicht bekam, waren verdammt harmlos gegen den Rest, den sie vor mir und auch vor Tom versteckte. Ich glaube, hätte ich alles gesehen, wäre ich vor Entsetzen bewusstlos geworden. Es war schlimm, wie sehr sie sich selbst hasste und wie wenig Sinn sie in ihrem Leben sah. In Wahrheit war meine starke Kämpferfreundin, die mir Mut machte weiterzukämpfen, mich aufbaute, mir Halt gab und Trost spendete, nicht mehr als ein Häufchen Elend. Allein ihre schauspielerischen Fähigkeiten ließen sie stark wirken. Wie lange Samira schon dem Ring angehört hat, bevor ich sie kennenlernte, kann ich nicht sagen, da sie über solche Privatsachen nie sprach. Ich glaube, sie wusste es selbst nicht mehr. Irgendwann hört man auf, die Anzahl der Übergriffe zu zählen; die Wochen, in denen man nicht mehr gelacht hat, und die Monate, in denen man nicht gelebt hat. Es existiert keine Zukunft

mehr und auch die Vergangenheit bedeutet einem nichts mehr. Es zählt nur das Jetzt, das Heute. Die einzige Aufgabe, mit der man sich beschäftigt, ist, die nächsten Stunden zu überleben. Aus einzelnen Schilderungen meine ich zu wissen, dass sie ungefähr so alt wie ich gewesen sein muss, als sie in die Hölle abgerutscht ist. Vielleicht sogar noch etwas jünger. Mittlerweile war sie neunzehn. Das entspricht etwa fünf Jahren Zwangsprostitution. In diesen Jahren war sie dazu gezwungen gewesen, zahlreiche Belastungen auszuhalten, sowohl psychisch als auch körperlich. Ihre Seele musste in unendlich viele Bruchstücke zerstückelt worden sein. Ausschließlich die stärksten Anteile in ihr konnten überlebt haben. Sie hatte gelernt, sich den Regeln der Täter zu beugen und den Anforderungen gerecht zu werden. Es existierte ein einfaches, ungeschriebenes Gesetz, das einem unter Umständen das Leben rettete: Wenn du parierst, gibt es Belohnungen; wenn du dich weigerst, bist du bald tot. Belohnungen bedeuteten weniger Kontrolle von außen, weniger Schläge, weniger gewalttätige Freier und mehr Freiraum.

Samira hatte sich einen Rang in dem Ring erkämpft. Sie war zu einer Aufseherin aufgestiegen. Einmal erklärte sie mir kurz, was das bedeutete. Wenn man sich bewährte, bekam man die Möglichkeit, die Aufsicht für einen Rangniedrigeren zu übernehmen. Sie gehörte zu Tom, stand ihm bei und unterstützte ihn bei meiner »Erziehung«. Ihre Aufgabe war es, mich

zu beaufsichtigen, zu betreuen und mögliche Probleme frühzeitig zu erkennen. Baute ich Scheiße, würden die Priester Tom zur Verantwortung ziehen und sie töten. Ich war damals zu geschockt, um Rückfragen zu stellen. Ich fand es krass, dass sie bestraft werden sollte, wenn ich einen Fehler machte. Das war etwas, das mir nicht in den Kopf gehen wollte. Eine Person hielt sich nicht an Regeln und eine andere, die gar nichts dafür konnte, würde bestraft werden. Aber zum gegebenen Zeitpunkt sollte ich noch verstehen, weshalb es solche Regeln gab. Im Grunde war das nur mal wieder eine Taktik, um Angst zu erzeugen und Macht aufzubauen. Welcher Mensch will schließlich dafür verantwortlich sein, wenn jemand anderes wegen ihm Schmerzen und Leid zugefügt bekommt? Doch zurück zu Samiras Selbstverletzungen beziehungsweise deren Hintergründen. Zu neunundneunzig Prozent war sie den Tätern absolut hörig und hielt sich an alle Regeln. Nicht umsonst hatte sie sich deren Vertrauen erarbeitet. Die Grenze zwischen »war sie ein Opfer oder mittlerweile selbst schon eine aktive Täterin« verlief bei ihr äußerst schwammig. Sie tat alles, was ihr befohlen wurde. Allerdings besaß sie eine große Schwäche. Sie konnte ihr Mitgefühl nicht abstellen und nicht ausblenden, dass sie sich selbst einmal an meiner Stelle befunden hatte. Vom Verstand her wusste sie, dass sie mir nichts über die Täterschaft erzählen durfte und keine allzu große emotionale

Verbindung zu mir aufbauen sollte, weil es sonst für sie unmöglich wäre, mich weiter ins Verderben zu führen. Aber dafür war sie nicht stabil genug. Sie schaffte es nicht, ihre Emotionen zu kontrollieren. Es ist eine verzwickte Situation, wenn man zu etwas gezwungen wird, was man nicht möchte, es aber tun muss, wenn man nicht bestraft werden will. Man gerät in einen inneren Konflikt, der einem auf Dauer zusetzt und einen sogar zerstören kann. Gewissensbisse plagen einen, man hinterfragt sein Handeln und kommt zu dem Entschluss, dass man es nicht will, aber machen muss. Ich vermute, dass Samira genauso wie ich unterschiedliche Innenpersonen hatte, die sie in verschiedenen Lebenslagen unterstützten. Die meisten wurden von den Tätern kontrolliert. Die Innenpersonen, die noch eine freie Denkweise besaßen, waren weit weg eingesperrt, damit sie kein Unheil anrichten konnten. Deshalb wirkte sie meistens kontrolliert, erzählte nichts über sich, geschweige denn über ihr Gefühlsleben. Sie hielt sich an die Regeln. Doch eine Innenperson in ihr rebellierte. Sie konnte und wollte nicht, dass ich genauso den Bach hinunterging wie sie. Sie wollte mich retten und warnen. Es gab nur wenige Tage, an denen dieser Anteil stark genug war und nach vorne treten konnte. Häufig wurde er zurückgehalten und unterdrückt. Doch wenn es ihr nicht gut ging und sie es nicht schaffte, diesen empathischen Anteil zurückzuhalten und schweigen zu lassen, verselbstständigte er sich. Er

drückte die anderen, von den Tätern beherrschten Persönlichkeiten weg und warnte mich. Für Samira müssen sich diese Momente wie ein Kontrollverlust angefühlt haben. Sie bekam mit, wie sie Dinge sagte, über die sie schweigen sollte. Sie kämpfte mit sich selbst und bekriegte ihr eigenes Ich. Sie fühlte sich schuldig und wusste, dass sie versagt hatte. Würde dieses Versagen aufliegen, wäre ihre Lage brenzlich. Sie spielte mit ihrem Leben. Um sich beim nächsten Mal besser zügeln zu können, bestrafte sie sich selbst für ihren Fehltritt. Sie wollte aus dem Schmerz der Selbstverletzung lernen und dafür sorgen, dass die Narben sie an ihre Fehler erinnern würden. Sie hasste sich für jedes falsche Wort, das aus ihrem Mund kam. Woher ich das weiß? Weil ich selbst noch in ähnliche Situationen kommen sollte.

Jeder zerbrochene Mensch besitzt eine Helferpersönlichkeit in sich. Umgangssprachlich könnte man dazu vielleicht auch Schutzengel sagen. Denn diese Helferpersönlichkeit versucht, den Körper und die Psyche zu schützen, aus der Hölle zu befreien, Hilfe zu holen und weiteres Unheil zu verhindern. Womöglich ist es aber auch kein Schutzengel, sondern lediglich der Verstand, der sagt: »So kann es nicht weitergehen.« Fakt ist: Dieser unsichtbare Helfer ist Freund und Feind zugleich. Er katapultiert einen in die bescheidensten Situationen, die einem natürlich helfen können, wenn man sie richtig nutzt, aber gleichzeitig – und das tun sie deutlich häufiger – noch

weiter in die Scheiße sinken lassen können. Man schießt sich ein Eigentor und am Ende ist alles noch schlimmer als ohne den Rettungsversuch. Kann man die Helferpersönlichkeit nicht abstellen? Diese Frage habe ich mir mehrfach gestellt, aber nein, das geht nicht. Und ja, das ist gut so, denn verschwindet sie, verschwinden mit ihr die Hoffnung und der Lebenswille. Sie ist das, was einen weiterkämpfen lässt, obwohl man selbst schon aufgehört hat zu kämpfen.

Mit wem ich mich damals genau anlegte, weiß ich bis heute nicht. Ich meine zwar zu wissen, wie die Übergruppe heißt, doch diesen Namen nenne ich nicht, um mich selbst zu schützen. Außerdem möchte ich nicht, dass alle Mitglieder der Gruppe verurteilt werden. Denn eines weiß ich gewiss: Nicht jeder, der mit den Leuten zu tun hat, muss zwangsläufig böse sein, Kinder vergewaltigen oder satanistische Rituale praktizieren. Die Übergruppe ist relativ groß und Mitglieder sind weltweit anzutreffen. Die Gründung fand im Mittelalter statt. Damals gab es eine große Gruppe, die sich später in zahlreiche Untergruppen aufteilen sollte.

Vermutlich war es wie so oft im Leben. Innerhalb der Gemeinschaft gab es Streit, ein paar waren mit den Regeln der anderen nicht einverstanden, es konnte keine Einigung gefunden werden und daraufhin bildete sich eine Abspaltung. Andere Mitglieder zogen aufgrund von Familie oder Beruf in ein anderes Land,

konnten oder wollten sich von ihren Brüdern jedoch nicht trennen und bauten dort ihren eigenen Ring auf. Und wiederum andere schafften es nicht, den Aufnahmekriterien gerecht zu werden, fühlten sich verstoßen und riefen daraufhin eine Nachahmergesellschaft ins Leben. Ich glaube keinesfalls, dass einer der Gründer im Mittelalter das Ziel besaß, dass sich eine der Abspaltungen irgendwann mit Kinderpornografie und Zwangsprostitution beschäftigt. Natürlich macht ein Geheimbund geheime Sachen, die nicht an die Öffentlichkeit kommen dürfen, weil sie unter Umständen auch nicht ganz legal sind, aber nicht alles, was geheim gehalten wird, ist gleich zwangsläufig ein Verbrechen. Also kurz: Ich denke, dass die Entwicklung der Vereinigung nicht im Sinne des Erfinders war. Natürlich hatten Frauen auch im Mittelalter keinen hohen beziehungsweise gar keinen Stellenwert. Sie wurden ausgeschlossen oder, wenn überhaupt, für mindere Arbeiten eingesetzt. Aber erstens haben sich diese Zeiten mittlerweile geändert – es gibt andere Gesetze, es herrscht Gleichberechtigung, die Weltanschauung hat sich weiterentwickelt, Missbrauch ist strafbar und Zwangsprostitution verboten – und zweitens hat sich der Wert der Frau bei den Brüdern nicht weiter-, sondern sogar zurückentwickelt. Für sie ist der weibliche Mensch eine Opfergabe und ein Lustobjekt – mehr nicht. Ob der Hauptring von den Machenschaften seiner

Untergruppe weiß? Darüber kann ich nicht urteilen. Wenn ja, dann deckt er sie, was ich fast so schlimm finde, wie wenn er mitmachen würde. Jeder, der hinsieht und nicht eingreift und – dieses ‚und‘ ist entscheidend – die Möglichkeit hat, das Unheil zu unterbinden, ist nicht viel besser als die eigentlichen Täter. Er macht sich zwar seine Hände nicht schmutzig, doch trotzdem lädt auch er sich Schuld auf. Dass alle Mitglieder der Hauptorganisation von den schmutzigen Machenschaften wissen, zweifle ich an. Schließlich will man nicht mehr Mitwisser haben als nötig. Ich weiß, dass der Vergleich jetzt doof ist und nicht wirklich passt, aber mir fällt kein besseres Beispiel ein: Es gibt Polizisten. Das ist die Übergruppe. In dieser Übergruppe gibt es verschiedene Untergruppen, die sich mit unterschiedlichen Bereichen beschäftigen. Zum Beispiel der Streifendienst, die Drogenfahndung, die Mordkommission etc. In den Untergruppen gibt es eigene Hierarchien, die unabhängig von den anderen Gruppen funktionieren. Aber alle Gruppen unterstehen dennoch dem Polizeipräsidenten. Wofür die genannten Gruppen zuständig sind, weiß man, oder wenn man keine Ahnung hat, findet man es relativ leicht im Internet heraus. Allerdings gibt es auch Spezialeinheiten. In diese Einheiten kommen nur ausgewählte Polizisten. Wie sie agieren und wie genau ihre Taktiken aussehen, kann man nicht im Internet finden. Sie wollen geheim bleiben. Jeder weiß, dass es

sie gibt und dass sie aktiv sind, aber von den Spezialeinheiten sollen nie mehr Informationen als nötig durchsickern. So ähnlich ist es auch bei dem Ring. Die Mitglieder wissen, dass es eine verborgene Elite gibt, aber wer jetzt genau dazugehört und was sie bei ihren geheimen Treffen machen, beruht größtenteils auf Spekulationen. Die Leute, die die Praktiken und

Taktiken kennen, schweigen. Bricht jemand dieses Schweigen, sind sämtliche Aktivitäten in Gefahr. Den letzten Punkt, den ich bei meiner kleinen Backstage-Führung verraten möchte, weil er beim Nachvollziehen der Buchthematik helfen kann, betrifft die Rituale. Vieles erinnert an Satanismus und Schwarze Magie. Aber trotzdem ist es kein satanistischer Ring, der diese Praktiken durchführt. Dass Satan immer wieder mit den Taten in Verbindung gebracht wird, hat nichts mit Glauben oder dem Wunsch, ihm nahe zu sein, zu tun, sondern es hat einen bedeutend einfacheren Hintergrund. Wenn ein Mensch einen anderen Menschen quält, hinterlässt das im Normalfall auch auf seiner Seele Spuren. Um das zu verhindern, braucht er einen Grund, eine Art Entschuldigung, die seine Taten rechtfertigt. Und ja, es klingt jetzt wie im Kindergarten, aber es ist leider wahr: Wenn man davon überzeugt ist, dass man es nicht aus eigener Überzeugung tut, sondern Satan einen dazu angestiftet hat, ist es nur halb so schlimm. Schließlich

will man es ja von sich aus nicht machen, aber Satan zwingt einen dazu. Man hat eine Ausrede für sein Gewissen. Man kann seine schmutzigsten Fantasien ausleben und braucht sich vor gar nichts zu fürchten. Falls kurz der Gedanke aufkommt, dass man Unrecht begeht, ruft man sich schnell ins Gedächtnis, dass die armen Mädchen von böser Natur sind. Man tut ihnen nicht weh, sondern treibt ihnen den Teufel aus. Man verkauft ihren Körper, damit es den Männern gut geht und Satan zufrieden ist. Auf den Schwarzen Messen reinigt man dann regelmäßig ihre Seele. Sterben sie bei einer Zeremonie oder halten der Belastung nicht stand und begehen Selbstmord, liegt das nicht an den Tätern, sondern an Satan, der die Mädchen zu sich geholt hat. Das ist absoluter Schwachsinn? Ja, natürlich! Aber hätte Hitler es geschafft, die KZs zu betreiben und ganze Menschenmassen auszulöschen, wenn er der SS keinen Grund dafür gegeben hätte? Hätte auch nur ein Deutscher einem Juden in den Kopf geschossen, wenn Hitler gesagt hätte: »Mach mal, ich will das jetzt so«? Nein, sicher nicht. Der Deutsche hätte nach dem »Warum« gefragt, und vielleicht wäre er sogar so schlau gewesen und hätte sich erkundigt, warum der Jude, der schon seit seiner Geburt in Deutschland lebt, kein Deutscher sein soll. Nur weil er einer anderen Religion angehört, rechtfertigt das nicht, ihn auszurotten. Um ihn zum Freiwild zu machen und abschießen zu lassen, braucht man noch einen anderen Vorwand. Am besten einen, der die Wut und den Hass

der Menschen anspricht. Das soll schon wieder Schwachsinn sein? Möglicherweise, aber leider hat es funktioniert. Und auch bei dem Ring zeigte die Masche Wirkung.